

STADT-LAND-SERIE, TEIL 3

Vom Überleben auf dem Dorfe

Wayne Gwerder kam 1990 als erster Dunkelhäutiger ins Muotatal. Er schwankt zwischen Heimatliebe und Landflucht.

Text: Markus Föhn; Foto: Tanja Demarmels

Der Name war eines Abends plötzlich einfach da, wie aus dem Nichts gekommen lag er nach dem Handballtraining des KTV Muotathal in der verschwitzten Luft der Garderobe, Wayne Gwerder konnte nichts dagegen tun. «Dr Einzige», so wollten sie ihn fortan nennen im Dorf. Den Einzigen. Weil in dieser Gegend jeder einen Übernamen hat und weil er ja auch der Einzige war: Der einzige Dunkelhäutige im ganzen Tal.

Das ist jetzt mehr als zehn Jahre her, der Einzige ist 29-jährig, und manchmal sitzt er im Bus vom Kantonshauptort Schwyz heim ins Muotatal, wo er lebt, seit er 1990 als Sechsjähriger aus Jamaika hergekommen ist. Der Weg dorthin führt vorbei an einem stillen Platz mit viel Schatten selbst an sonnigen Tagen, eingeklemmt zwischen den stotzigen Hängen des Stooshorns des Kapuzinerwalds. Grünenwald heisst der Ort.

Nur zwei Häuser stehen dort, das eine ist leer und das andere heruntergekommen, doch der Bus hält fast immer. Öffnet schnaubend die Türen und lässt traubenweise junge, dunkelhäutige Männer aussteigen, die zurückkehren ins Durchgangszentrum für Asylsuchende. Wenn dann am Steuer ein Chauffeur sitzt, der die Strecke selten fährt und den Einzigen nicht kennt, kommt es vor, dass er sich nach ihm umdreht und ihn mustert, wie er dasitzt, jung und dunkelhäutig. Dass er ihn dann fragt: «Was ist? Musst du nicht raus hier?»

In solchen Momenten erinnert sich Wayne Gwerder an seine Zeit in Zürich und wie sich dort nie jemand um seine Hautfarbe geschert hat, und er denkt: «Was tue ich eigentlich noch hier?»

Von der Reggae-Insel zum Äplermarkt

Muotathal im Muotatal. Die Gemeinde heisst wie das Flusstal, in dem sie sich befindet, schreibt sich jedoch mit «th»; die Einheimischen reden bloss vom «Tal», als gäbe es auf der ganzen Welt kein anderes. Mächtige alte Bauernhäuser im Talboden, etwas ausserhalb des Dorfs das Minoritinnenkloster St. Josef, das Dorf selber zur Hauptsache eine Hauptstrasse, um die sich Häuser scharen. Gut 3500 Einwohner, die sich Thaler nennen. Käse- und Äplermarkt jeweils im Herbst, Laientheater im Winter. Eine Handballmannschaft, die gut in den oberen Ligen mitspielen mag, ein Kino, das auf Digitaltechnik umgerüstet hat, ein Möbelfabrikant, der in Bern im Ständerat sitzt. Ansonsten Landwirtschaft, kleines Gewerbe und viel Eigensinn.

Im Gasthaus Post sitzt der Schreinerpraktiker Wayne Gwerder am Stammtisch vor einem Glas Citro, Kinnbart, die Haare zu Dreadlocks geflochten, es ist, sagt er, seine Lieblingsbeiz. An der Wand hängen Familienwappen: Betschart, Gwerder, Ehrler, Föhn, Blaser. Wayne Gwerder sagt: «Die Thaler, das ist ein Menschenschlag für sich. Stolz darauf, von hier zu sein, aus dem Tal. Kommt einer von draussen, hat ers schwer. Denn mit denen von draussen wollen die gar nicht viel zu tun haben.»



Das mag daran liegen, dass die Muotathaler sehr lange unter sich blieben. Eine Strasse talauswärts gibt es erst seit 1865, die Jahrhunderte davor war das Dorf nur über Säumerpfade mit der Aussenwelt verbunden. Der raue Wind der Weltgeschichte fegte nur einmal durchs Tal: im Oktober 1799, als sich Russen und Franzosen im Muotatal wüste Gefechte lieferten. Den Namen des russischen Generals Alexander Suworow kennt jedes Kind, und bis heute scheint er dafür zu stehen, dass von draussen nicht viel anderes kommen kann als Leid und Verheerung.

Die Muotathaler mit ihrem breiten Dialekt gelten als eigensinnig, als sture Grinden, doch das kümmert sie nicht weiter. Sie zelebrieren sich als Rebellen wider den Zeitgeist, als eine Art gallisches Dorf. Die Gemeinde schreibt auf ihrer Website: «So erhalten wir sprachliche, musikalische und andere Eigenheiten, die in einer Zeit der Anpassbarkeit mehr und mehr Seltenheitswert in der Schweiz bekommen.» In dieses Muotathal kommt im Winter 1990 ein

SERIE

Stadt und Land

In einer vierteiligen Serie geht der Beobachter dem Phänomen des Stadt-Land-Grabens nach.

FOLGE 1 (Ausgabe 7/13): Der Graben ist im Kopf

FOLGE 2 (Ausgabe 8/13): Agglo überall

FOLGE 3 Sehnsuchtskultur

Dörfler suchen Freiheit in der Stadt, Städter heile Welt auf dem Land.

FOLGE 4 (Ausgabe 10/13): Zahlen zum Graben

Vieles an den Unterschieden zwischen Stadt und Land ist eingebildet - aber die Statistik ist unbestechlich.

«Die Dorfgemeinschaft
legt fest, was Norm ist»:
Wayne Gwerder



sechsjähriger Bub mit krausem Haar und brauner Haut, direkt aus Kingston, Jamaika. Seine Mutter hatte sich verliebt in einen jungen Muotathaler, den die Sehnsucht nach Sonne und Reggae regelmässig ans Ufer der Karibikinsel spülte, der sie heiratet und hinüberholt, von der Insel ins Tal. Sie nimmt ihren Sohn aus einer früheren Beziehung mit: Wayne, Enkel des Alton Ellis,

«Mit denen von draussen wollen die Thaler gar nicht viel zu tun haben.»

Wayne Gwerder, Muotathaler

Pianist und Sänger, in den sechziger Jahren als gefeierter Rocksteady-Star so etwas wie der Vorgänger von Bob Marley.

Der kleine Wayne hat von der Welt zu diesem Zeitpunkt noch nicht viel mehr gesehen als die bunten Häuser seiner Nachbarschaft in einem Aussenviertel Kingstons. Dennoch nimmt ihn der Umzug in das Tal am anderen Ende der Welt nicht

sehr mit, zumindest am Anfang. Er findet schnell einen Kumpel, kommt keinen Moment auf den Gedanken, er könnte «dr Einzig» sein. Sein neuer Muotathaler Freund, strohblond, begegnet ihm mit rührender Farbenblindheit: Als Gwerders einmal bei der befreundeten Familie zum Essen eingeladen sind, schlägt er Wayne vor, die Pullover zu tauschen, um zu sehen, ob die beiden Elternpaare merkten, dass sich ihre Söhne für den jeweils anderen ausgeben.

Diese Zeit geht jäh zu Ende, als der dunkelhäutige Junge schreiben und rechnen lernen soll und mit dem Schulranzen auf dem Rücken ins Bewusstsein der Thaler tritt. «Die meisten Leute hier kannten dunkelhäutige Menschen bestenfalls aus dem Fernsehen», sagt Gwerder in der «Post» und blickt ins Leere. «Ich bekam deutlich zu spüren, dass ich anders war.» Gwerder mag sie nicht aufzählen, die Provokationen und Beleidigungen von jungen und alten Thalern, die seine Schulzeit über auf ihn einprasselten. Er sagt nur: «Es gibt keine Beschimpfung, die ich nicht gehört hätte.»

Der Schüler Wayne Gwerder setzt sich zur Wehr gegen Gehänsel und Geprügel, gibt zurück, verbal, manchmal mit der Faust; sehr oft steckt er einfach ein, in der Hoffnung, nicht zusätzlich Aufmerksamkeit zu erwecken. Erst später wird ihm auffallen, wie fieberhaft er sich geduckt und angepasst hat in seiner Kindheit. Wie sehr er immer um Unauffälligkeit bemüht war; um so viel Unauffälligkeit, wie sie ein Dunkelhäutiger in Muotathal eben haben kann.

Die Stadt als Befreiung aus der Enge

In einem anderen Dorf, glaubt Gwerder heute, wäre ihm das nicht passiert. In einer Stadt schon gar nicht. «Das liegt an diesem Selbstverständnis hier, an dieser geschlossenen Dorfgemeinschaft, die festlegt, was die Norm ist, und die jeden zurechtstutzen will, der davon abweicht», sagt er. Wobei das Dorf mit seiner Vorstellung von Normalität erstaunlich flexibel umzugehen wisse – er habe das an Death-Metal-Fans beobachten können, die zum Open Air ins Tal pilgerten, mit langen Haaren und tätö-

wierter Haut. «Die sahen zwar auch anders aus, aber sie kamen, gaben ihr Geld hier aus und verschwanden», sagt Gwerder. «Ich dagegen sah anders aus und blieb.»

Im Jahr 2005 verlässt der Einzige als 20-Jähriger das Tal und zieht hinaus nach Zürich, für eine Ausbildung als Pflegeassistent. Die Stadt verwirrt ihn, die Hektik, der Lärm, das Menschengewimmel. Er vermisst das Muotatal, hat Mühe, Freundschaften zu knüpfen. «Anstand, Hilfsbereitschaft, die Leute grüssen, Zeit für einen kurzen Schwatz: All das schien in der Stadt überhaupt keine Rolle zu spielen», sagt er.

Dafür entdeckt Gwerder in Zürich, wie Freiheit schmeckt. Kein Mensch glotzt ihn hier blöde an, keinen kümmert es, wenn er mit extrabreit geschnittenen Hip-Hop-Hosen und einem weiten Pullover durch die Strassen schlendert. Der Muotathaler fin-

«In Zürich führte ich ein Leben, wie ich es im Tal nie kennengelernt hatte.»

Wayne Gwerder, Muotathaler

det Discos und Klubs, in denen Exil-Jamaikaner verkehren, schlägt sich tanzend die Nächte um die Ohren. «Plötzlich konnte ich mich selber sein, ich musste mich nicht ducken, niemand zwängte mich in eine Norm hinein. Ich führte ein Leben, wie ich es im Tal nie kennengelernt hatte.»

Probleme beendeten den Ausflug: Gwerder, heimgesucht von epileptischen Anfällen, den Spätfolgen einer Operation, muss die Ausbildung nach zwei Jahren abbrechen. Er kehrt zurück und merkt: Es hat sich wenig verändert. Die Dorfgemeinschaft hat ihre Mitglieder fest im Blick, jede Bewegung wird registriert, jede Extravaganz macht die Runde. Gwerder grinst, am rechten Ohr blitzt ein Ohrring auf, er sagt: «Darum lauf ich hier nicht mit denselben Klamotten herum wie in Zürich.»

Und eines Abends war er ein Thaler

Seither ist der Einzige ein bisschen gestrandet im Tal. Möchte eigentlich weg. Nach Schwyz, nach Zürich, nach Kingston, Jamaika. Und möchte eigentlich bleiben. Das Muotatal ist zur Heimat geworden und er selber zum Thaler. Er spricht wie ein Thaler, seine Freunde sind Thaler, er jasst und geht an die Fasnacht. Ein Aussenseiter hat er spätestens an jenem Abend aufgehört zu sein, als er nach dem Handballtraining seinen Übernamen verpasst bekam.

In der «Post» sitzt der Einzige und sagt trotzig: «Wahrscheinlich geh ich fort.» ■

LANDGASTHOF

Ein Würstchen mit

Stefan Wiesner befriedigt mit seiner Kochkunst die Landlust der Städter. Das beste Gemüse findet er allerdings in der Stadt.

Text: Balz Ruchti; Foto: Tanja Demarmels

Wahrscheinlich wäre Stefan Wiesner auf dem Scheiterhaufen gelandet; damals, als die Kirche Mühe hatte mit Menschen, die viel nachdenken und über offenem Feuer Misteln, Beeren und Kräuter brauen. Heute ist der «Hexer» im katholischen Entlebuch geduldet. «Den Spitznamen habe ich aus einem Dok-Film über mich übernommen», sagt der 52-Jährige. Zusammen mit seiner Frau führt er seit 24 Jahren das «Rössli» in Escholzmatt LU und macht mit seiner kreativen Naturküche von sich reden: «Als Freigeist und Philosoph interessiert mich ganzheitliches Denken. Wenn ich Fleisch eines Steinbocks koche, gehört auch der Stein in die Pfanne. Der gibt den Mittelton.»

Erde, Eisen, Steine, Holz, Schnee, Heu – im Entlebuch gibt es wenig, das nicht als Zutat in seinem Topf landen könnte. Die Frage ist: Wer soll das essen? In einer Landbeiz erwarten die Kunden Wurst-

salat, Schnipo. «Die Gourmetkundschaft ist vorwiegend urban», sagt Wiesner. Manche reisen aus der Romandie an, andere gar aus Deutschland. Aber es kämen auch Einheimische: «Der eine oder andere Bauer sah anfangs nicht ein, warum er Heusuppe essen sollte – weil Heu für die Viecher sei.» Die meisten Skeptiker konnte Wiesner mittlerweile bekehren, andere verweigern sich standhaft.

Dazu gibts im «Rössli» traditionelle Landküche; nur nicht aus Büchsen: «Ich lege Wert auf gute regionale und lokale Produkte», sagt Wiesner. Darum versieht er seine Bratwurst mit einer Blattgoldverzierung. «Die Wurst mache ich selbst – aus bestem Fleisch. Und das Gold unterstreicht den Wert des Handwerks.»

Für Honig der Imker, für Heu der Bauer

Obwohl erschwänglich, siebt Wiesners aufwendige Küche die Kundschaft. Im «Rössli» arbeiten neben ihm und seiner Frau elf Angestellte in Küche und Service, darunter fünf Lehrtöchter. «Am Samstagabend eine Vereinsversammlung zu haben, bei der die Leute den ganzen Abend lang nur für 20 oder 25 Franken konsumieren, geht mit all den Löhnen einfach nicht mehr.» Nicht alle im Dorf verstehen



Fleisch vom Steinbock kocht er zusammen mit einem Stein: Küchenchef Stefan Wiesner

Blattgold

das. Der hats nicht mehr nötig, heisse es dann. Umso mehr freut er sich über Komplimente von Einheimischen. «Die sind mehr wert als Gault-Millau-Punkte.» Von denen hat Wiesner zurzeit 17. Die Tafel hängt nicht neben der Tür. Bloss nicht die Schwellenangst schüren.

Den Umsatz generiere er etwa zur Hälfte mit «gewöhnlicher» Küche: «Von Gourmet allein könnten wir nicht existieren.»

In der Stadt fänden sich vermutlich mehr Kunden, die sich nach Köstlichkeiten vom Land sehnen. Doch Wiesner winkt ab: «Dort würde das nicht funktionieren. Auf dem Land spüre ich die Jahreszeiten, die Elemente, die

«Wenn ich gute, frische Produkte will, muss ich auf den Markt in der Stadt.»

Stefan Wiesner, Koch im Entlebuch

Pflanzen und Tiere.» In der Stadt wären diese Einflüsse nicht vorhanden. Neben der normalen Gaststube mit Landküche und Zmittag mit Tagesmenü stellt Wiesner einen Sechsgänger zu einer Idee zusammen, die ihn inspiriert. Wenn er ein Thema recherchiert, sucht er nicht direkt nach Rezepten, sondern schöpft aus Kunst, Literatur und Handwerk. Er liest, wandert, sammelt, sucht und schreibt. «Wenn ich etwas über Heu wissen will, rede ich mit einem Bauern, über Honig mit einem Imker, über Holz mit dem Förster.»

Ein Sechsgänger zum Thema «Kuh»

In seiner Werkstatt hat der Koch ein Nachschlagewerk von Düften angelegt. «Das ist meine Orgel», sagt Wiesner und breitet seine Arme über eine Hundertschaft kleiner Gläser mit getrockneten Kräutern aus. Auf einem Tresen dahinter stehen Büchsen und Gläser mit aromaschwangeren Substanzen wie Biberdrüsensekret, Birkenenteer und Zitronenharz.

Das führt zu originellen Kombinationen. Im Sechsgänger zum Thema «Kuh» waren das geschmackliche Bezüge an die keltische Mythologie, an Mani Matters Lied von der Chue am Waldrand und Wacholder, dessen Nadeln früher die Haltbarkeit der Milch verbesserten.

Für gewisse Zutaten treibt es Hexer Wiesner aber trotz aller Naturnähe in die Stadt: «Bei uns gibts nur Coop, Migros und die Landi. Wenn ich gute Frischwaren will, muss ich auf den Markt in der Stadt. Die Auswahl an Produkten ist dort viel besser.» ■



**Fühlen Sie Daylong®.
Fühlen Sie Schutz.**

Wie gut die Sonnenschutz-Produkte von Daylong sind, können Sie selbst fühlen: Sie lassen sich leicht verteilen, ziehen sofort ein und erzeugen ein angenehmes Gefühl auf der Haut. Der Wohlfühlschutz sorgt mit photostabilen UV-Filtern für unbeschwertere Sonnenstunden.

Daylong ist in Ihrer Apotheke und Drogerie erhältlich.



spirig

www.daylong.ch